

Montag, 18. Januar 2021
Bischof Christian Stäblein
Beziehungsweise

#beziehungsweise: Jüdisch und christlich – näher als du denkst. Das ist der schöne, etwas komplizierte Titel einer Kampagne der christlichen Kirchen in diesem besonderen Jubiläumsjahr. Jubiläumsjahr? Ja, wir erinnern und feiern 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. *Beziehungsweise* ist dafür ein gutes Leitwort. Alles Leben lebt von Begegnung und Beziehung, gerade auch das Verhältnis von Christinnen und Christen zu Jüdinnen und Juden. Viel zu lange haben Christen gemeint, sie wüssten wie Juden sind, ja haben einfach ein Bild von ihnen festgelegt. Und das war dann schrecklich abwertend, entwürdigend, herabsetzend. Von wegen Beziehung. Antijüdische Einstellungen und Antisemitismus halten sich in furchtbarster Weise, von der Antike bis zum Verschwörungsgequassel heute unter den sogenannten Querdenkern. Ihre antijüdischen Muster sind nicht quer, sie sind alt bekanntes Beziehungsgift.

Hashtag Beziehungsweise: Das Motto der Kampagne Jahr bringt den Versuch auf den Punkt, anders anzufangen. Und zwar da, wo das Verhältnis von Christen zu Juden seinen Anfang genommen hat: In großer Nähe. Der Gott, auf den Christen vertrauen, ist derselbe Gott, zu dem Juden beten. Der christliche Messias ist ein Jude, Jesus. Der große Verbreiter des Glaubens an Jesus in der Antike, Paulus: ein Jude, selbstverständlich. Die Heiligen Schriften des Christentums sind in Ursprung und Denken jüdische Zeugnisse. Näher als du denkst? Oh ja, viel näher als du denkst. Im Anfang war Beziehung. Man kann das sogar als innere Bewegung Gottes verstehen. Gott sucht Beziehung zum Menschen, es ist seine Weise, Gott zu sein. Und sein Auftrag an uns, wie wir Menschen sein sollen: Beziehungswesen!

1700 Jahr jüdisches Leben in Deutschland. Eine Urbeziehung der Menschheit, eine Urbeziehung für das Leben in diesem Land, ein Reichtum, ein Segen, gerade auch nach dem Schrecken und Abgrund der Schoah zum Glück mitten unter uns: jüdisches Leben in Deutschland. Dafür bin ich dankbar. Und dafür, dass ich in dieser Woche diesen Sendeplatz am Morgen mit Gesa Ederberg teilen darf. Sie ist Rabbinerin an der Berliner Synagoge in der Oranienburger Straße. Wir erzählen jeden Morgen im Wechsel. Beziehungsweise. Hören Sie: es ist alles viel näher, als wir denken.

Dienstag, 19. Januar 2021
Rabbinerin Gesa Ederberg
B'reschit

Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde - das erste Buch der *Torah*, der fünf Bücher Moses, beginnt so. Es heißt auf Hebräisch nach dem ersten Wort, *B'reschit*. Rabbinische Auslegung liebt es, mit Details zu spielen. Dahinter steht die Überzeugung: Jeder Buchstabe, ja, jeder Punkt und jedes Komma in der Torah sind es wert, ausgelegt zu werden. Die rabbinischen Gelehrten stellten also fest, dass die Torah nicht mit Alef, dem ersten Buchstaben, beginnt, sondern mit *Bet*, dem zweiten. Die Zehn Gebote dagegen beginnen mit *Anochi* - "Ich bin der Ewige" - mit dem Buchstaben *Alef*.

Wenn es jedoch darum geht, die Welt zu beschreiben, dann sind mehrere Stimmen nicht nur möglich, sondern sogar elementar wichtig. Dies drückt sich im *Bet*, dem zweiten Buchstaben des Alphabets aus: Er steht auch für die Zahl zwei.

Außerdem gaben die rabbinischen Gelehrten auch der Form des hebräischen Buchstabens eine Bedeutung. Das *Bet* ähnelt in seiner Schriftform einem Quadrat, das auf der linken Seite offen ist, also einem liegenden U. Die Offenheit weist nach vorn, in die Zukunft, in die konkrete Schöpfung. Dort liegt unsere Aufgabe und nicht darin, zu spekulieren, was in der Vergangenheit - vor der Erschaffung der Welt war.

2

Die Schöpfungsgeschichte erzählt, dass Gott die Welt durch sein Sprechen erschuf: Es werde Licht - und es wurde Licht. Aus dem Nichts, nur durch den Atem Gottes, im Sprechen ist alles entstanden, und in der Unterscheidung: Gott unterscheidet zwischen Licht und Dunkel, zwischen Himmel und Erde, zwischen Wasser und trockenem Land. Erst dadurch entsteht Struktur und entsteht Vielfalt. Es ist unsere Aufgabe, diese Schönheit und diese Vielfalt zu bewahren, uns immer wieder zu vergegenwärtigen, wozu die Welt, und wozu wir erschaffen sind, und dabei immer wieder darauf hinzuwirken, dass Gottes Aussage zur Wahrheit wird zwischen uns Menschen und in unserem Umgang mit der Schöpfung: Siehe, es ist gut - auch heute!

B'reschit – Im Anfang. Immer wieder anfangen, das verbindet uns. Auch Jüdinnen und Christen.

Mittwoch, 20. Januar 2021
Bischof Christian Stäblein
Anfänge zuhause

Wer eintritt, entdeckt Neues. Weil die Kita, die ich als Kind besucht habe, direkt neben der Synagoge in Hannover lag, kann ich mich nicht erinnern, wann ich das erste Mal in einem jüdischen Gotteshaus war. Es war gefühlt vor allem Anfang. Der Besuch nebenan gehörte für uns Kinder einfach dazu. Eine ältere Dame erinnere ich, die uns voller Liebe für die Details „ihre“ Synagoge zeigte. Den Tora-Schrein, aron hakodesch. Den Zeigestab, Jad genannt, der beim Lesen der Torarolle hilft, ohne dass der, der liest, die Rolle dafür berühren muss. Was für eine Ehrerbietung gegenüber der Heiligen Schrift! Oder auch die Sitzbänke mit integrierten Fächern für die Gebetsbücher, damit nicht immer alle alles mitbringen müssen, was sie für den Gottesdienst brauchen. Klug aufbewahrt. Für mich strahlt der jüdische Gebetsraum bis heute die ganze Freude der Beziehung zu Gott aus. Es ist ja der Zauber einer Religion, dass sie Räume verwandelt. Mit Gebeten. Mit Worten. Mit Musik. Mit Murmeln. Mit Rufen. Mit laut machen der Verstorbenen und mit der Liebe der Lebenden. In jüdischen Gotteshäusern kommt es mir seit Anbeginn so vor, als könne man diese Liebe förmlich greifen.

Ein Gotteshaus bauen, das ist mehr als ein Anfang, ganz öffentlich. Auf diese Weise hat der Glaube ein zu Hause in der Gesellschaft. So bin ich mehr als froh, dass wir etliche Synagogen in Berlin und Brandenburg haben. Die in der Oranienburger Straße strahlt mit ihrer goldenen Kuppel. Wenn ich sie sehe, leuchtet mein Herz mit vor Freude. Dass sie – wie alle öffentlichen jüdischen Häuser bei uns – so stark von Sicherheitskräften geschützt werden muss, ist, wir wissen das, - wissen das wieder seit dem furchtbaren Anschlag von Halle -, bitter nötig. Und doch: es beschämt mich, dass in Deutschland jüdische Gebetshäuser nicht ohne Bewachung sein können. Der Anfang aller Beziehung ist doch, dass jeder sein Haus haben kann und darin in Frieden leben. Solange die jüdischen Nachbarn und Geschwister in ihren Häusern bedroht werden, solange müssen wir alles für ihre Sicherheit tun. Für mich gilt von Anfang an und immer: Ich will nirgendwo leben, wo Juden nicht eine Synagoge haben können. Haben sie kein zuhause, haben wir alle keine zuhause. Denn: Es ist das Haus der Liebe zu Gott. Der Anfang von allem. Wo das nicht geht, ist das der Anfang vom Ende.

Donnerstag, 21. Januar 2021
Rabbinerin Gesa Ederberg
Anfänge

Aller Anfang ist schwer: Vor einem weißen Blatt zu sitzen, um einen Text anzufangen, ist für mich jedes Mal eine Herausforderung. Ich habe dann das Gefühl, etwas aus dem Nichts erschaffen zu müssen, und das ist doch eigentlich Gottes Aufgabe. Im Hebräischen werden verschiedene Begriffe benutzt für Gottes Schaffen und das menschliche Schaffen, das eine, *Bara*, bezieht sich wirklich auf etwas Neues, das aus dem Nichts entsteht, während das andere, *jazar*, auch fürs Töpfern verwendet wird, also das Formen und Gestalten von etwas, das schon da ist.

Wie gelingt der Anfang?

Wenn wir irgendwo neu beginnen, sind die Menschen, die uns begleiten, besonders wichtig – das haben wir im vergangenen Jahr immer wieder erlebt: Menschen, die gerade im Coronajahr eine neue Arbeitsstelle angefangen haben, haben das schmerzlich gespürt: Wenn ich meinen neuen Kollegen und Kolleginnen monatelang nur in der Videokonferenz begegnen kann, hat man auch nach Monaten noch das Gefühl, nicht wirklich „angekommen“ zu sein.

Wir brauchen also einen Ort, wir wollen wissen, wo wir anfangen – und dann auch, wohin es gehen soll auf dem gemeinsamen Weg. Die rabbinische Tradition erzählt, dass auch Gott einen Plan brauchte, als er anfang, die Welt zu erschaffen – und auch jemand, um sich zu beraten: Die Weisheit, als eine Frau gedacht, und die Torah als ein Bauplan, der immer wieder zurate gezogen werden kann.

„Wenn ich gewusst hätte, wie mühsam das wird, hätte ich gar nicht erst damit angefangen“, sage ich bei manchen meiner Projekte – aber oft mit einem Zwinkern im Auge: Vielleicht ist es doch auch gut, dass wir nicht so genau im Voraus wissen, wie lang der Weg ist, bis manche Träume wahr werden. Ich denke dabei gerade an das Drei-Religionen-Kita-Haus, eine jüdische, eine christliche und eine muslimische Kita unter einem Dach. Die Idee hat so viel Kraft, dass immer wieder Familien schon jetzt ihre Kinder anmelden wollen. „Wir haben noch gar nicht angefangen“ schreiben wir dann zurück – aber das ist nur die halbe Wahrheit: Die Idee, der Plan, ist bereits der Anfang. Es ist gut, wenn wir solche Anfänge feiern, innehalten, um Atem zu schöpfen und immer wieder neu bereit sind, den nächsten Schritt zu gehen, durchzuhalten, einen neuen Anfang zu machen.

Freitag, 22. Januar 2021
Bischof Christian Stäblein
Das Ende ein Anfang

Beziehungsweise: jüdisch und christlich, näher als Du denkst. So heißt die Kampagne der christlichen Kirchen für dieses Jahr, wo wir 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland feiern. Die ganze Woche schon darf ich im Wechsel mit Rabbinerin Gesa Ederberg an dieser Stelle über die Nähe von christlichem zu jüdischem Glauben nachdenken. Und nun, am Ende der Woche, darüber, wie wir uns das Ende vorstellen, nicht nur das der Woche, sondern das Ende des Lebens, der Welt. Lange Zeit hieß es in der Theologie: ja wir Christinnen und Christen teilen uns gemeinsam mit Jüdinnen und Juden die Geschichte vom Anfang, die Schöpfungsgeschichte, mit der die Bibel beginnt. Gott, von dem erzählt wird, dass er aus dem Nichts die Welt schafft. Gottes Wille, dass Leben ist, sein Atem, der uns beseelt. Der Anfang: jüdisch und christlich – näher als du denkst sind wir da beieinander. Und am Ende? Da hieß es oft: ja, Christen glauben an die Auferstehung der Toten, das unterscheidet das Christentum vom jüdischen Glauben. Aber stimmt das? Ist da ein solcher Unterschied?

Der Herr tötet und macht lebendig, führt ins Totenreich und wieder herauf – so heißt es in einem Lied der frommen Jüdin Hanna in der Hebräischen Bibel, von Christen oft Altes Testament genannt. *Der Herr tötet und macht lebendig, führt ins Totenreich und wieder herauf.* Diese Zeile wird Ostern gelesen, als Zeugnis: auch der jüdische Glaube lebt aus dem Versprechen Gottes, ein Gott der Lebenden und der Toten zu sein. Wenn man genauer hinschaut, ist ja die Geschichte vom Anfang – die Schöpfungsgeschichte – eine, die zuerst erzählt wurde, als die Geschichte des Volkes Israel an ein Ende gekommen schien, im Exil in Babylon, 500 Jahre vor Christus. Gott fängt an, wo Menschen meinen, es sei zu Ende. Aus dem Nichts schafft Gott Leben. Bei ihm ist das Ende der Anfang. Das glauben wir im Blick auf jedes Leben und das glauben wir in diesen Tagen, in denen so viel Tod und Leid durch Corona um uns ist, zum Trost von Lebenden und Sterbenden. Das Ende ist Anfang für Gott, am Ende sind wir näher bei ihm, als wir überhaupt denken können. Diese Hoffnung verbindet Christen mit Juden. Näher und mehr als wir denken.

Sonnabend, 23. Januar
Rabbinerin Gesa Ederberg
Schabbat, der Anfang der Woche

Es gibt verschiedene Anfänge: Die jüdische Woche beginnt bereits am Samstagabend, wenn mit einem feierlichen Ritual, der *Hawdala*, der Schabbat verabschiedet wird, wenn nach 25 Stunden der Ruhe wieder die Arbeit beginnen kann. Schon in der Schöpfungsgeschichte in der Torah spielt das Unterscheiden eine große Rolle: Gott unterscheidet Licht und Dunkel, Tag und Nacht, Himmel und Erde. Und eben auch Ruhe und Arbeit, modern würde man das die *Work-Life-Balance* nennen. Unterscheiden heißt nicht beurteilen: So wie ich mich jede Woche auf den Schabbat freue, auf die besondere Zeit mit der Familie und der Gemeinde, auf eine Zeit ohne Deadlines, Computer und Telefon, so freue ich mich auch, nach Schabbat wieder in Kontakt zu treten mit anderen, zu planen, was in der neuen Woche ansteht. So wie der Schabbat feierlich begrüßt wird, mit Kerzen, Wein und *Challah*, dem geflochtenen Brot, so wird er auch verabschiedet, mit Kerzen, Wein und wohlriechenden Gewürzen.

Das Durchatmen am Schabbat wird noch einmal ganz bewusst aufgegriffen. Wir haben in unserer Synagoge lange überlegt, wie wir damit umgehen, dass viele Menschen in der aktuellen Corona-Situation nicht zu unseren Gottesdiensten kommen wollen oder können. Am Schabbat soll der Computer ausbleiben – und gerade jetzt, wo für Viele von uns anstrengende Stunden in Videokonferenzen zum Arbeitsalltag gehören, fühlte es sich einfach falsch an, auch am Schabbat online zu sein, um Gottesdienst am Computer zu feiern. Wir haben folgenden Weg gefunden: Wir treffen uns vor Schabbat auf Zoom, und dann wieder unmittelbar nach Schabbat, um gemeinsam zu reden, zu singen und Gottesdienst zu feiern und am Schabbat selbst bleibt der Computer aus.

Dass wir am Schabbat nichts arbeiten, nichts Neues erschaffen, macht die Dinge manchmal etwas kompliziert, aber es lohnt sich: Einmal in der Woche haben wir einen Vorgeschmack von Vollkommenheit – Schabbat bedeutet: Wir müssen nichts ändern, die Welt ist gut, wie sie ist. Und nach Schabbat haben wir wieder neue Energie, um etwas dazu beizutragen, dass dieser Wunsch und dieses Ideal ein Stückchen mehr Wirklichkeit wird.